

## **Schneller sein – Architektur auf Zeit**

Ein Gespräch zur Einleitung

*Axel Doßmann, Jan Wenzel und Kai Wenzel*

*Aus: Axel Doßmann, Jan Wenzel und Kai Wenzel, Architektur auf Zeit. Baracken, Pavillons, Container, Berlin (b\_books) 2006, S. 13-31.*

AD — Es ist erstaunlich, wie sich durch temporäre Bauten die Atmosphäre eines Ortes verändern kann. Ich bin gerade mit dem Rad vom Berliner Westen in den Osten gefahren und kam an dem Zirkus vorbei, der das bislang freie Areal neben der Neuen Nationalgalerie besetzt hat. Innerhalb von wenigen Tagen ist hier eine zeltartige Arena aus Holztafelwänden entstanden. Stahlcontainer dienen als Kassenhäuschen, Toiletten, Geräteschuppen und Werbedisplay für dieses ›schönste Theater der Welt‹. Auf den Außenflächen der weißen Kisten steht ›SALOME‹, auf den Dächern glänzen goldene orientalische Kuppeln in der Sonne. Fünfhundert Meter weiter, auf dem stets zugigen Potsdamer Platz, zogen im Dezember 2005 flache Blockhütten mit Glühwein, Würstchen und Schlagermusik Leute an, die sonst vermutlich gleich in den Shopping Malls verschwunden wären. Eine meterhohe schiefe Ebene war mit Schnee bedeckt und warb zwischen den Glasfassaden der Hochhäuser für Skiurlaub in den künstlichen Landschaften Österreichs.

KW — Solche temporären Bauten in der Innenstadt haben eine lange Tradition: künstliche Rodelhänge zum Beispiel gibt es bereits seit dem 16. Jahrhundert. ›Russische Berge‹ nannte man diese Holzgestelle, die von wandernden Schaustellern für kurze Zeit an einem Ort aufgebaut wurden. Auf den öffentlichen Plätzen zahlreicher europäischer Metropolen waren sie ein Anziehungspunkt für das Publikum der winterlichen Jahrmärkte. Überhaupt markieren Jahrmärkte vermutlich den Anfang einer bestimmten Tradition temporären Bauens in Städten. Im Mittelalter und der Frühen Neuzeit ließ man bei der Anlage oder dem Ausbau einer Stadt bewusst große Flächen im Zentrum für den Warenumschlag frei. Auf diesen Marktplätzen errichteten dann Händler, die oft von weit her anreisten, während der Jahrmärkte ihre Verkaufsstände und Buden. Hier hatten auch die Spektakel der Gaukler und Vergnügungsunternehmer ihren Platz. Durch die strukturellen Veränderungen des Handels im 19. Jahrhundert, die Entstehung von Einkaufspassagen und Warenhäusern,<sup>[1]</sup> veränderte sich die Funktion der Jahrmärkte. Sie wurden zu Orten des kurzweiligen Vergnügens, deren Attraktionen ständig wechselten.

JW — Die erhöhte Frequenz des Warenumschsags hat ihre Auswirkungen auf die architektonische Struktur der Stadt. Von japanischen Metropolen heißt es, dass sie eine ständige Metamorphose von Aufbau, Abbau und Zerfall darstellen. Endgültiges gilt als nicht erstrebenswert. Der Journalist Kaye Geipel schreibt, dass in »Tokyo ganze Stadtviertel schneller ihre Fassaden wechseln als in Europa Boutiquen ihr Interieur«. Er sieht darin einerseits den »Triumph einer ökonomischen Moderne«, die in einen immer schnelleren Taumel von Produktion und Entwertung treibt, andererseits aber auch die Fortführung einer »vormodernen« Anschauung, die temporäre Konstruktionen als adäquaten Ausdruck angesichts der Brüchigkeit und Verletzbarkeit materieller Existenz erfand.[2] Auch in der europäischen Stadt lässt sich eine »Tradition der kurzen Dauer«, wie Kaye Geipel es nennt, feststellen. Sie ist auf vielfältige Weise mit der Industrialisierung und Kapitalisierung des urbanen Raums verknüpft. So werden zum Beispiel die Buden, die auf ein nostalgisches Bild kleinteiligen Warenumschsags anspielen, auf den traditionellen Jahrmarkt also, heute ähnlich organisiert wie Shopping Malls. Es gibt einen Anbieter, der die gesamte Anlage aufbaut und dann können sich Einzelhändler dort einmieten. Das funktioniert auf dem Potsdamer Platz in Berlin genauso wie auf dem Leipziger Augustusplatz oder in Paris-La Défense.

KW — Auf innerstädtischen Plätzen wie dem Leipziger Augustusplatz haben aber auch temporäre Bauten für politische Rituale und die Inszenierung staatlicher Macht eine lange Tradition. Bis ins frühe 20. Jahrhundert sind es Triumphbögen und Festarchitekturen, die für Herrscherempfänge errichtet werden.[3] Während des ›Dritten Reichs‹ und in der DDR stehen Pavillons für propagandistische Ausstellungen und Tribünen für die verordneten Massenumzüge auf dem Augustusplatz. Dass heute die Tribünen der *smart beach tour* [4] hier aufgebaut werden oder wie zur Fußball-WM die Großsponsoren mit temporären Bauten, Absperrgittern und Sicherheitsdiensten den Ort besetzen, verweist darauf, dass die Herrschaft über die öffentliche Sphäre heutzutage nicht mehr von einer ständischen oder totalitären Politik beansprucht wird, sondern von global agierenden Unternehmen.

AD — Viele deiner Beispiele verdeutlichen, dass der Einsatz temporärer Bauten oft politisch motiviert ist. Das schließt Handel und Unterhaltung als Modi bürgerlicher Öffentlichkeit ebenso ein wie die herrschaftlichen Selbstinszenierungen. Worin aber besteht der politische Gebrauch solcher Architekturen genau? Ist es das strategische Moment? Die schnelle Besetzung? Und die zeitweise Beherrschung eines Stadtraums? Sicher, aber das Beispiel des Augustusplatzes verweist auf einen weiter reichenden Aspekt: Die extravaganten Pavillons auf den kurzlebigen Weltausstellungen, Mustermessen und Vergnügungsparks des

19. Jahrhunderts sind ja gewissermaßen die Morgendämmerung jener »Gesellschaft des Spektakels«, an der Guy Debord den Wandel von der traditionellen Ökonomie hin zur immateriellen Ökonomie im Postfordismus festgemacht hat. Der kulturelle Gehalt einer Ware ist heute mehr denn je selbst ein Konsumgegenstand und Distinktionsmerkmal geworden. Gleich ob Markenprodukt, Nation oder Replik einer historischen Architektur, alles will auf Prestigegewinne, auf Aufmerksamkeit und Beachtung hinaus. Es geht um eine Politik intensivierter Gefühle in diesem »mentalen Kapitalismus«. [5] In der Stadt sind zentrale Plätze bevorzugte Orte für solche emotionalisierenden Events. Temporäre, meist vorgefertigte Architektur kann genau hier ihr Potenzial für die »Künste des Regierens« [6] entfalten, denn sie ermöglicht oft den größten Effekt bei geringstmöglichem materiellen Aufwand.

JW — Was du beschreibst, macht klar, warum die Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts ein wichtiger Kristallisationspunkt für eine politische Geschichte temporärer Architekturen sind, die wir in diesem Buch exemplarisch entwickeln. Als wir mit den Recherchen begannen, stand ja zunächst auch die Frage, wie weit eine solche Geschichte von ›Architektur auf Zeit‹ in die Vergangenheit zurückgreifen muss? Sollten wir bei den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts einsetzen? Bei den Festarchitekturen des Barock mit ihren monumentalen Lust- und Scheinbauten? Oder schon beim Zelt – bei der Wohnung als Ausrüstung?

AD — Haben wir uns nicht alle drei von recht unterschiedlichen Punkten dem gemeinsamen Gegenstand genähert? Mich zum Beispiel beschäftigt schon lange eine Medien- und Kulturgeschichte von Infrastrukturen unter der Frage nach Macht- und Herrschaftszusammenhängen. Egal ob ich Autobahnen, Überwachungstechnologien, Siedlungsbau oder eben Lager, Baracken und Container in ihrer gesellschaftlichen Praxis erforsche – oft ist der Ausgangspunkt die irritierende Beobachtung, dass zahlreiche Infrastrukturen ganz wesentlich die Alltagsroutinen von Menschen bestimmen, das öffentliche und private Leben mobilisieren und funktionieren lassen, dennoch aber als technische Artefakte meist nur in ihrer ›Pilot‹- bzw. Einführungsphase öffentlich thematisiert werden. Denn Infrastrukturen gleichen, so lange sie funktionieren, einer ›zweiten Natur‹. Zum Thema werden sie immer dann, wenn eine Störung eintritt, wenn sie fehlen oder Mängel aufweisen: beim Stau, beim Unfall, bei der Katastrophe, wenn eine Stadt wie New York plötzlich ins Dunkel fällt, weil das Stromnetz zusammengebrochen ist. [7] Am temporären Bauen interessiert mich vor allem die Frage, wie der moderne Nationalstaat alte Fragen der herrschaftlichen Raumordnung neu behandelt oder differenziert, um auf

neue Erschließungsaufgaben oder alte, jetzt aber anders wahrgenommene Probleme wie Bevölkerungs- und Stadtwachstum, Hygiene, Mobilität und Sicherheit, Krieg und Handel schneller, flexibler und vor allem auch berechenbar reagieren zu können. »Kultur ist, wenn es trotzdem klappt« – das Vermögen zur Improvisation ist ein guter Indikator dafür. Industriell (vor-)gefertigte Architekturen wie die transportable Baracke sind dabei ein bislang unterschätzter Aspekt, der für eine Gesellschaftsanalyse seismographische Qualitäten haben kann: Wenn eine temporäre Architektur als technisch-infrastrukturelle Antwort auf ein soziales oder ökonomisches Problem gewählt wird, zeigt sich dabei oft schlagartig das Politische in der Kultur.

KW — Mich faszinierten an der transportablen Baracke zunächst die architektonischen Eigenschaften dieses seriell gefertigten, flexiblen und multifunktionalen Gebäudetyps, der mit dem Etikett ›Behelfsbau‹ völlig unterbewertet wäre. Mein Ausgangspunkt war dabei die Geschichte des Unternehmens *Christoph & Unmack*, das seit dem späten 19. Jahrhundert nicht nur Baracken, sondern ganz verschiedene urbane Infrastrukturen hergestellt hatte: Eisenbahnen, Straßenbahnen, U- und S-Bahnen, LKWs, Stahlbrücken, Motoren für ›Kraftzentralen‹ und eben transportable Holzbauten. Die Nutzungsmöglichkeiten, die die Firma für ihre Baracken und Häuser in Tafelbauweise vorschlug – vom Lazarett über Notwohnungen zu Schulen, Krankenpavillons und Büroräumen –, fand ich sehr bemerkenswert. Die Baracke erschien plötzlich nicht mehr als eine improvisierte Architektur, sondern als ein hoch spezialisiertes, funktionalistisches Produkt, das verschiedene Bauaufgaben kompensieren konnte. Aus der Beschäftigung mit der Baracke als einem Prototyp mobiler und industriell vorgefertigter Architektur ist auch mein Interesse für ihre medialen Repräsentationen gewachsen, zum Beispiel für Firmenschriften früher Vorfertigungsunternehmen oder für Postkarten, die Barackenlager zeigen, von denen einige in unserem Buch zu sehen sind. Auch hier war mein Erstaunen groß: In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zählten Baracken, Militärlager und Flüchtlinge zu den populären Postkartenmotiven.

JW — Mein Zugang war assoziativer. Ich habe unseren Arbeitstitel ›Architektur auf Zeit‹ zuerst einmal als einen Suchbegriff verstanden. Als einen selbst gewählten Fokus, um so die vielfältigen Zusammenhänge zwischen bestimmten architektonischen Formen und den mit ihrer Nutzung verbundenen Zeitkonzepten überhaupt in den Blick zu bekommen. Mit Zeitkonzept meine ich, dass Zeit selbst ein Faktor ist, der sich nicht nur in soziale Situationen, Handlungsweisen und Handlungsperspektiven einschreibt, sondern auch für die Produktion von Architektur bestimmend ist. Ich denke da zum Beispiel an die Ausstellung

»Das wachsende Haus«, die der Berliner Stadtbaurat Martin Wagner 1932 organisierte. In ihr wurden Entwürfe für Wohnhäuser vorgestellt, die der »Wanderungsfähigkeit« des Investitionskapitals Rechnung trugen.[8] Die Montagehäuser sollten an einem Tag aufgestellt und in derselben Zeit auch wieder demontiert werden können. Eine Ausgangsthese der Ausstellung war, dass der provisorische Charakter der Architektur in Zeiten ökonomischer und sozialer Unsicherheit die Reaktionsfähigkeit erhöhen kann. Der Wunsch, Wohnen und Mobilität zu kombinieren, zieht sich wie ein roter Faden durch die Architekturmoderne. Allerdings sind die meisten Projekte, wie »Das wachsende Haus« von 1932 oder Archigrams »Plug-in City« von 1966, Utopien geblieben. Interessanterweise scheinen wirtschaftliche Umbruchphasen solche Architekturfantasien zu begünstigen. Man kann sagen, mit dem Provisorischen verbinden sich ganz bestimmte räumlich-situative Strategien. Das zeigt sich auch in den 1990er Jahren, wo das Wort »provisorisch« für einen Lebensstil steht, in dem der Imperativ der Flexibilität jede langfristige Perspektive torpediert. Ein Leben auf Abruf also, für das ein Laptop bereits ein Büro und ein Handy eine feste Adresse bedeutet, das für viele aber vor allem mit widersprüchlichen Anforderungen und zunehmenden Ungewissheiten und Unsicherheitszuständen verbunden ist. Für mich war die »Renaissance des Provisorischen« und dessen Stilisierung in den 1990er Jahren ein wichtiger Punkt der Auseinandersetzung.

AD — Allerdings stießen wir bald auch auf einen verbreiteten Trugschluss: Nicht alles, was »temporär« ist, muss auch »provisorisch« sein. Und umgekehrt: nicht alles, was »provisorisch« gedacht ist, verschwindet nach wenigen Jahren tatsächlich wieder.[9] Baracken oder Container für Flüchtlinge oder Häftlinge zum Beispiel sollen meist gar nicht durch feste oder »bessere« Bauten ersetzt werden. Vielmehr ist eine Baracke meist genau der Raum, den die Autoritäten den Insassen auf oft noch unbestimmte Zeit zumuten wollen.

JW — Unsere Begriffsarbeit zum »Provisorischen« und »Temporären« hat im Frühjahr 2005 auf ganz praktische Weise begonnen, mit der Reihe thematischer Stadtführungen, die wir in Leipzig organisiert haben und die wir »Provisorien. Urbane Konzepte für Zwischenzeiten« genannt haben. Dabei ging es um die selten reflektierten und gewürdigten Provisorien einer Stadt, gewissermaßen um die blinden Flecken der konventionellen Stadtführer und der auf »bedeutende« Architekten fixierten Architekturgeschichte.

AD — Angeregt waren diese Führungen sicher auch durch unser Seminar zur Geschichte der Baracke mit Studierenden der Architektur und Medienwissenschaft an der Bauhaus-Uni in Weimar. Mit den Recherchen in Leipzig war ein lokaler Bezugspunkt und auch Ruhepunkt

für unser gemeinsames Interesse an einer politischen Geschichte des temporären Bauens gefunden.

KW — Die vier thematischen Stadtführungen im Rahmen des Projekts »Heimat Moderne« haben uns auch die Diversität provisorischer und temporärer Architekturen vor Augen geführt. Ein Spaziergang führte durch den Clara-Zetkin-Park, an dessen Stelle 1897 die Bauten der *Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbeausstellung* standen. Bei der zweiten Tour fuhren wir quer durch Leipzig zu Orten, an denen während des ›Dritten Reichs‹ Zwangsarbeiterlager existierten.<sup>[10]</sup> Mit den Führungen wollten wir darauf hinweisen, dass sich in der Moderne temporäres Bauen zu einer beständigen und vielfältigen Praxis entwickelt hat. Dabei zeigte sich, wie zahlreich die Beispiele vorübergehender Raumproduktion allein in einer Großstadt wie Leipzig aus der Zeitspanne vom wilhelminischen Kaiserreich bis in die Gegenwart zu finden sind. Um sie wahrnehmen zu können, reicht eine architekturhistorische Perspektive allein nicht aus. Für die Geschichte temporären Bauens ist interdisziplinäres Arbeiten eine wichtige Voraussetzung, um die ganz verschiedenen ›Geschichten‹, vor allem die politischen Intentionen der Akteure in den Blick zu bekommen.

AD — Intuitiv wurde uns durch die Stadtführungen klar: um sowohl die pragmatische Funktion als auch die symbolische Bedeutung provisorischer und temporärer Architektur für das Regieren einigermaßen gründlich beschreiben zu können, empfiehlt sich eine konzentrierte Untersuchung einer ausgewählten Stadt. Leipzig ist da ideal: kein Sonderfall einer privilegierten Hauptstadt, aber eine gewachsene deutsche Großstadt mit bedeutender Messe, mit Industrie.

JW — Dass wir uns auf eine einzige Stadt konzentriert haben, hat sich meiner Meinung nach als sehr produktiv herausgestellt. Aus mehreren Gründen. Zum einen ist die ›Einheit des Ortes‹ erzähltechnisch ein sehr wirkungsvoller Modus. All die verschiedenen Phänomene, die wir beschreiben, haben an ein und demselben Ort existiert, das ist sozusagen der Darstellungsrahmen unseres Buches. Vielleicht wird es überhaupt erst durch diesen Fixpunkt möglich, bestimmte Gebrauchsweisen und das Politische an ihnen, zu konkretisieren. Es ist schon auffällig, dass die meisten Publikationen, die sich mit mobiler Architektur beschäftigen, diese Bauten so beschreiben, wie man auch ein Auto begreifen könnte – als ein Gehäuse, das völlig unabhängig von einem bestimmten Ort existiert.<sup>[11]</sup> Unter diesem Blickwinkel bleiben die Fragen des konkreten Gebrauchs oft eher diffus, ohne dass dies, wie von Rudolf Arnheim, selbst zum Thema gemacht wird. Er schätzt an einem beweglichen

Gebäude, dass es sich in Größe, Form und Farbe nicht nach einem bestimmten Gelände zu richten braucht, sondern so konstruiert ist, »daß es in allen Situationen seiner Aufgabe einigermaßen gerecht wird, ohne sich in irgendeiner spezifischen Situation besonders auszuzeichnen. Seine individuelle Erscheinungsform leitet sich aus seinem eigenen Wesen her und nicht aus dem Wesen eines bestimmten, ihm zugedachten Standorts.«<sup>[12]</sup>

Auch um zu klären, wie sich diese funktionale Offenheit dann doch mit konkreten Gebrauchssituationen verbindet, war die Konzentration auf eine Stadt hilfreich. Denn erst dadurch haben wir Beispiele in den Blick bekommen, die bei einem größeren Beobachtungsfeld ganz sicher durch das Wahrnehmungsraster gefallen wären: nicht nur weil sie zunächst zu unscheinbar sind, sondern weil man auf bestimmte alltägliche Formen des Gebrauchs gar nicht gestoßen wäre, wenn es eure wochenlangen Recherchen im Leipziger Stadtarchiv nicht gegeben hätte. Erst durch dieses sehr intensive Abklopfen eines Ortes, war es möglich, die Geschichte eines bestimmten Raumgebrauchs nachzuzeichnen.

KW — Unser ›Graben‹ nach Bauakten, behördlichen Genehmigungsverfahren und Planungsdisputen stellte neben der Suche nach zeitgenössischen Bildquellen in der Tat eine wesentliche Grundlage des Buches dar. Zu einigen Themen konnten wir im Leipziger Stadtarchiv auf umfangreiche Bestände zurückgreifen, etwa zur Planungs- und Baugeschichte von Obdachlosenbaracken, Zwangsarbeiterlagern, Flüchtlingslagern oder zu Provisorien der ›Wendejahre‹. Für die meisten Leipziger ›Architekturen auf Zeit‹ aber, die uns zunächst in ihrer fotografisch überlieferten Form gereizt hatten, fanden wir nur knappe oder überhaupt keine Informationen und meist auch kaum Zeitzeugen, die sich an die konkrete Funktion oder auch nur an die schiere Existenz eines solchen Gebäudes erinnern konnten.

AD — Das war manchmal enttäuschend. Was blieb, war das Foto, ein visuell verbürgter Ort, ein historischer Augenblick, eine Perspektive. Aber die Story fehlte, die Erzählung, der Stoff, um gleich auch noch Alltagserfahrungen der Nutzer dieser Gebäude zu rekonstruieren – das verlangt angesichts der Quellenlage dann meist doch allgemeinere Bezugnahmen, die uns hier nur für die übergreifenden Essays zur Baracke und zum Lager in der Stadt sinnvoll schienen.<sup>[13]</sup> Das Flüchtige dieser Architekturen macht besonders augenfällig, wie stark das historische Gedächtnis von der Überlieferungschance abhängt, das einem Ereignis oder einem Artefakt von den nachfolgenden Generationen eingeräumt wird. Über diese klassische Archivarbeit hinaus haben wir versucht, aus der Not eine ›Tugend mit Methode‹ zu machen. Die Lektüren von Akten, Lageplänen, Aufklärungsfotografien oder auch die Leerstellen im Archiv führten uns (zurück) an die Orte, wo ›vorher‹ mal eine Baracke oder eine ganzes Dorf

aus Pappmaché und Gips gestanden hat. Das provozierte eigene Fotos, unsere ›Nachher-Bilder‹, wenn man so will: Aufnahmen von Hinterhöfen, Schulhöfen, brachliegenden Flächen, Park- und Sportanlagen, öffentlichen Plätzen, Denkmälern an NS-Verbrechen. Nicht selten werden die Orte, an denen temporäre Bauten verankert waren, bald nach deren Verschwinden ›begrünt‹ oder ihrem Schicksal überlassen – eine andere Art und Weise, Gras über Geschichte wachsen zu lassen.

JW — Oft sind diese verlassenene Räume verwildert, weil jegliches Interesse und jede Form der Nutzung von ihnen abgezogen wurde. Denn nicht nur der schnelle Zugriff auf Räume, auch die Möglichkeit, einen Ort ebenso rasch wieder aufzulösen und sich zurückziehen zu können, charakterisieren die vielfältigen Formen der räumlichen Umorganisation, die mit ›Architektur auf Zeit‹ verbunden sind. Gerade dadurch, dass sie so schnell wieder verschwinden können, geht von diesen Architekturen oft auch etwas ›Unheimliches‹ aus. Das ist mir zuletzt erst wieder klar geworden durch den Abtransport des Polizeicontainers in der Löhrrstraße. [→ Erstarre Bewegung, S. 66f.; → Straßenabsperren, S. 244f.] Ohne dass sich an der Sicherheitslage im Frühjahr 2006 spürbar etwas geändert hatte, war er auf einmal überflüssig.

AD — Und will man dieses unheimliche Verschwinden aufklären, sagt einem die Polizei freundlich, aber wenig hilfreich: Der Container ist »aus polizeitaktischen Gründen« verschwunden, es sei »alles in Ordnung«. [14] Dabei hat sich doch mit dem Verschwinden des Polizeicontainers in dieser Straße mit dem Raumbild auch die atmosphärische Suggestion von Sicherheit oder Angst verändert, je nachdem, von welcher Seite man es betrachtet.

JW — Bei Siegfried Kracauer ist zu lesen: »Jede Gesellschaftsschicht hat den ihr zugeordneten Raum. (...) Jeder typische Raum wird durch typische gesellschaftliche Verhältnisse zustande gebracht, die sich ohne die störende Dazwischenkunft des Bewußtseins in ihm ausdrücken. Alles vom Bewußtsein Verleugnete, alles, was sonst geflissentlich übersehen wird, ist an seinem Aufbau beteiligt. Die Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft. Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.« [15] Der clusterartige Aufbau unseres Buches stellt ja auch einen Versuch dar, sich dem von uns untersuchten Phänomen durch abrupte Perspektivwechsel auf ganz unterschiedlichen Wegen anzunähern: über bestimmte Einsatzfelder, über konkrete Orte, über typische Gebäudeformen.

KW — Wir wollten nicht ein auf Vollständigkeit angelegtes Inventar provisorischen und temporären Bauens in Leipzig schreiben, was als Vorhaben ja auch eher müßig wäre. Uns ging es vielmehr darum, an prägnanten Beispielen zu zeigen, in welchen gesellschaftlichen Feldern und auf welche Weise ›Architekturen auf Zeit‹ im großstädtischen Raum verwendet werden. Betrachtet man diese einzelnen Bereiche, dann lassen sich ganz verschiedene Strategien feststellen: Städtische Fürsorge setzt mitunter bewusst temporäre Bauten ein, um Situationen des Unbestimmten zu schaffen und die Dauer des fürsorglichen Handelns offen zu halten, wie wir im Fall der Obdachlosenbaracken gesehen haben. [→ Fürsorge, S. 85-87] Geschäftsleute nutzen ›Architektur auf Zeit‹ mitunter als Anker, der ausgeworfen wird, um sich im nächsten Schritt einen dauerhaften Platz auf dem lokalen Markt zu sichern [→ Geschäftssinn, S. 210-221]. Geht diese Strategie nicht auf, lässt sich ein Container schneller wieder aufgeben als ein kostspieliges Ladenlokal.

AD — Wobei bei Kleinunternehmern meist auch das verfügbare Startkapital eine wichtige Rolle spielt. Für eine Imbissbude reicht das Geld vielleicht gerade noch, aber die Mietsumme für große Gewerberäume ist für viele von vornherein unbezahlbar. Es ist ja kein Zufall, dass es oft Türken, Vietnamesen und andere Migranten sind, die sich als Familienbetrieb mit Dönerbuden und Asia-Imbissen über Wasser zu halten versuchen. Knappe Kassen und wenige Arbeitsplätze erzwingen Mobilität und flexible Anpassung, oft alternativlos. Wenn eine planende Stadtverwaltung indes ›auf kurze Zeit‹ baut, argumentiert sie besonders gern mit der Figur des Sachzwangs, die oft nur Schutzbehauptung ist.[16]

KW — Oder der Griff zum Provisorium wird als kluge Voraussicht erklärt mit dem Argument, dass »auch bei uns Bauleuten alles im Fluß ist« – so hatte das 1949 mal ein Architekt in einer Kunstzeitschrift erläutert.[17]

JW — Das »alles im Fluss ist«, mit dieser Formulierung lässt sich ja auch die widersprüchliche Vermischung von Berechenbarkeit und Kontingenz ummanteln, von der Tom Holert und Mark Terkessidis sagen, dass sie »ein entscheidendes Kennzeichen gegenwärtigen Regierens« ist. [→ Erstarrte Bewegung, S. 61] Architekturen, die sich leicht auf und abbauen lassen, werden häufig für zeitlich begrenzte, also ›vorübergehende‹ Unterbringung genutzt. Oft wird mit dem Status der Architektur auch die Lebenssituation der Bewohner identifiziert. Das Temporäre ihres Aufenthalts wurde und wird ihnen – bewusst oder unbewusst – auch in der Art ihrer Unterbringung vor Augen geführt. Die Unterbringung von Migranten in temporären Bauten hat in Deutschland eine lange Tradition. Denn die

deutsche Einwanderungspolitik ist seit dem 19. Jahrhundert selten auf dauerhafte Integration ausgerichtet, sondern fördert vor allem zeitlich begrenzte Aufenthalte und lässt nur temporäre Bindungen zu.[18] Man könnte sagen, in der Form der Unterbringung in temporären Bauten werden Zeitkonzepte architektonisch umgesetzt, die auf der politischen Ebene bereits ausgeformt wurden.

AD — Die zweistöckige Containeranlage in der Raschwitzer Straße, in die 1993 die ersten Flüchtlinge einquartiert wurden, ist hier ein gutes Beispiel. Die mit Fragen der Asylbewerberunterbringung wenig vertrauten Mitarbeiter des Leipziger Sozialamtes hatten die Container von Kollegen aus der Partnerstadt Hannover mit dem Hinweis empfohlen bekommen, diese Architektur diene am effektivsten dem Ziel, Flüchtlinge schnell und billig unterzubringen, ohne dass dabei bleibende Infrastrukturen entstehen. [→ Lager, S. 153f.] Hier zeigt sich etwas, was wir bei vielen dieser temporären Architekturen beobachten konnten: das Prinzip ›schneller sein‹. Im Fall des Containerlagers Raschwitzer Straße heißt das unter anderem, dass die Verwaltung ihr Planungsverfahren abkürzen konnte. So war es der Stadt auch möglich, flexibler auf die schwer abschätzbare Zahl an Zuweisungen von Asylbewerbern aus der Vermittlungsstelle, der *Zentralen Erstaufnahmeeinrichtung* in Chemnitz, zu reagieren. Dass dieses Kalkül dann oft doch nicht aufgeht, steht auf einem anderen Blatt.

KW — Situationen, in denen temporäre Architekturen von der Verwaltung als Werkzeug gebraucht wurden, um bestimmte Dynamiken steuern zu können, lassen sich schon in der Frühzeit der modernen Stadt beobachten. Sie sind unmittelbar mit der Herausbildung des modernen Verwaltungswesens verbunden, wie es Lutz Raphael beschrieben hat.[19] Die Modernisierung der Verwaltung im Verlauf des 19. Jahrhunderts veränderte den Blick auf ›Stadt‹: Der gewachsene, mit bestimmten Traditionen verbundene Ort wurde zunehmend als ein Organismus angesehen, der durch operative Eingriffe an die neuen Sicherheits-, Hygiene- und Segregationsvorstellungen angepasst werden sollte.[20] Funktionale Zonierungen zerlegten den Stadtraum in Bereiche des Wohnens, der Arbeit, des Handels und des Vergnügens, die durch Verkehrsmittel wieder verknüpft wurden. Jeder dieser einzelnen Bereiche besaß seine eigene komplexe Dynamik, die von wachsenden Verwaltungsapparaten erzeugt und gleichzeitig effektiv zu beherrschen versucht wurde. Dabei griff man immer wieder auf temporäre und provisorische Bauten zurück, die jene Zwischenzeiten überbrücken sollten, in denen bestimmte Entscheidungen offen oder divergierende Konzepte noch nicht aufeinander abgestimmt waren. Ich denke dabei zum Beispiel an provisorische Kirchen und Schulbaracken, wie sie nicht nur in Leipzig in schnell

wachsenden Stadtteilen errichtet wurden. Sie dienten als Platzhalter, bis für das jeweilige Gebäude eine dauerhafte Lösung und für das gesamte Viertel eine langfristige Perspektive ausgearbeitet war.

AD — Das heißt, sobald es um langfristige Planungen geht, kommt ›Architektur auf Zeit‹ als Joker mit ins Spiel. So wie beim Kartenspiel der Joker fehlende Karten eines Spielers zu ersetzen hilft, so übernimmt ein temporärer Bau für eine Stadtregierung zeitweilig die Funktionen anderer Gebäude. Wenn Stadtplaner und Architekten sich selbst und ihrer Zeit ein bleibendes Denkmal setzen wollen, dann müssen sie gleichzeitig Kulturtechniken des Provisorischen entwickeln und beherrschen, die es erlauben, Entscheidungen aufzuschieben, Zeit gewissermaßen zu dehnen, ohne dass dabei das Funktionieren einer Stadt wesentlich gestört wird.

JW — Das ist sicher ein ganz wichtiger Aspekt. Hier zeigt sich eine Zeit-Strategie, die man als Überbrückung bezeichnen kann. Allerdings lassen sich temporäre Architekturen nicht auf diesen Aspekt reduzieren. Überbrückung findet man vor allem dort, wo es Masterplanung gibt, wo eine Vorgehensweise existiert, die zeitlich vorausgreift und festschreibt. Diese geschlossenen Planungssysteme stehen ja mehr und mehr in Frage, weil sich mit ihnen die Komplexität heutiger Stadtgefüge kaum noch beherrschen lässt. Die Zeit-Strategie, die gegenwärtig die weitaus größere Rolle spielt, ist eine des kurzfristigen Pragmatismus; eine Strategie, die dazu treibt, gleichzeitig unterschiedliche Optionen zu verfolgen, um so für alle möglichen Krisensituationen reaktionsfähig zu sein.

KW — Das Wort ›Baustelle‹ ist seit den 1990er Jahren ja geradezu eine Metapher für viele Bereiche der Gesellschaft geworden.<sup>[21]</sup> In postsozialistischen Städten wie Leipzig, in denen starke Transformationsprozesse ablaufen, finden heute Umbauten oder Umwidmungen in allen Teilen zeitgleich statt, vom Zentrum bis zur Peripherie. Ein Quartier, das noch vor wenigen Jahren einen Aufschwung erlebte, kann sich heute schon wieder im Niedergang befinden. Für diese zyklischen Veränderungen scheinen temporäre Architekturen die anpassungsfähigsten Bauweisen zu sein. Gleichzeitig ist es in der Gegenwart schwieriger zu sagen, was eigentlich ›Architekturen auf Zeit‹ sind. Wenn heute in Leipzig ein Kaufhaus gebaut wird, sei es am Stadtrand oder in der Innenstadt, dann rechnen die Investoren mit einer Nutzungsperspektive von zwanzig bis dreißig Jahren. Andererseits steht in Leipzig-Probsteida eine Grundschule aus Containern, bei der die Stadtverwaltung ebenfalls von dreißig Jahren Nutzungsdauer ausgeht. Die ›Lebenszeit‹ von Gebäuden – kurzlebige

Stahlbetonbauten und langlebige, potenziell mobile Architekturen – scheint sich mehr und mehr anzunähern.

JW — Von Zygmunt Bauman stammt die These, dass im Verlauf der Moderne an die Stelle fester Strukturen mehr und mehr flüssige und flüchtige getreten sind. »Wir kennen das aus der eigenen Erfahrung – mit leichtem Gepäck kommt man schneller voran«, heißt es am Beginn seines Buches »Flüchtige Moderne«.[22] Auch für den Bereich der Architektur lohnt es sich, die Geschichte dieser flüchtigen Strukturen genauer zu betrachten. Sie sind ein wesentlicher Aspekt der Stadt der Moderne, und nur die Tatsache, dass man umbauten Raum überwiegend unter dem Aspekt der architektonischen Form und nicht unter dem des Gebrauchs betrachtet, hat dazu geführt, dass temporäre Gebäude so lange übersehen wurden. Wenn sich eine Stadtverwaltung Ende des 19. Jahrhunderts drei transportable Lazarettbaracken angeschafft hat, um beim Ausbruch einer Epidemie schnell reagieren zu können, ist das dann für die Architekturgeschichte der Moderne nicht ebenso wichtig wie die neuartigen Stahlkonstruktionen Gustave Eiffels, die zur selben Zeit entstanden?

AD — Lasst uns die Hypothese zuspitzen: Ohne temporäre Architekturen hätte sich das 20. Jahrhundert nicht so dynamisch entfalten können. Denn worum geht es in der Moderne? Zygmunt Bauman deutet es an. Es geht um ›schneller sein‹ – also darum, schneller zu sein als andere: zum Beispiel schneller als andere Armeen, andere Staaten, andere Firmen, als der Kollege usw. Es ist dieser Wettlauf, dieses Konkurrenzdispositiv, das in der Moderne förmlich zu Tempo antreibt und Energien mobilisiert, »die mittels des Dispositivs für die Ökonomie funktionalisiert werden, was den nach Subjekterfahrung Heißhungrigen aber vollständig unbewusst und ggf. piepe ist«.[23] Der berühmte ›Fortschritt‹ ist als neuzeitlicher Kollektivsingulär eben ein Bewegungsbegriff. Das mag trivial klingen, aber darin scheint viel von der Energie verborgen zu sein, die wir auch bei unseren Analysen zu den ›Architekturen auf Zeit‹ beobachtet haben.

JW — ›Schneller sein‹ ist ein Imperativ industrieller Gesellschaften. »Ökonomie der Zeit, darin löst sich schließlich alle Ökonomie auf«, heißt es bei Marx.[24] Wie aber wird der Zeit-Gewinn mittels industriell vorgefertigter Architekturen nun konkret realisiert? Vergleicht man die Firmenprospekte von Barackenherstellern am Ende des 19. Jahrhunderts mit Katalogen von Containerfirmen heute, findet man auf diese Frage fast wortwörtlich dieselben Antworten. Das Set der Verkaufsargumente bleibt erstaunlich gleich. Das erste ist meist die Beweglichkeit solcher Architekturen und die Schnelligkeit, mit der sie auf- und abbaubar sind. Das zweite ist ihre Verfügbarkeit, der Fakt also, dass sie jederzeit abrufbar sind. Der

dritte Punkt ist ihre Nutzerfreundlichkeit. Betont wird fast immer, dass diese Gebäude auch von ungeübten Kräften errichtet werden können, was Auswirkungen auf die Konstruktion hat, die möglichst simpel sein muss. Hinzu kommt als Viertes die Multifunktionalität solcher Bauten, auf die die Anbieter meist schon hinweisen. Oft lässt sich die einfache Grundform durch leichte Modifikationen für die unterschiedlichsten Zwecke und Raumbedürfnisse herrichten. Natürlich sind solche Architekturen, und das wäre der fünfte Punkt, da sie in Großserie produziert werden, auch konkurrenzlos günstig.

AD — Schnell, einfach, praktisch, billig – vier Imperative jeder Massenproduktion im Namen des Fortschritts. Fortschritt wurde oft gleichgesetzt mit Beschleunigung, sie sollte die finale Erlösung bringen. Peter Sloterdijk spricht von Fortschritt als »Bewegung zur gesteigerten Bewegungsfähigkeit« und bezeichnet Kinetik als die Ethik der Moderne: »Es gibt keine ethischen Imperative modernen Typus mehr, die nicht zugleich kinetische Impulse wären.«<sup>[25]</sup> Als wir uns zu Beginn unserer Recherchen fragten, auf welche Probleme der Gesellschaft die zerlegbare, transportable Baracke eine Antwort gewesen ist, liefen etliche unserer Überlegungen auf dieses vielstimmige Begehren nach »gesteigerter Bewegungsfähigkeit« hinaus. Mit der temporeichen modernen Kriegsführung, den neuen Reichweiten der Waffen, den massenhaft auftretenden Verletzten und einem neuen internationalen Kriegsrecht wurden die Forderungen von Militärs, Ärzten und Gesundheitsreformern nach ortsunabhängigen und sofort zu errichtenden Lazarett-Baracken immer lauter. Betrachtet man dann die Details im Zusammenhang, gelangt man rasch zu hochbrisanten Aspekten der Analyse von Macht und Herrschaft: politische und soziale Ein- und Ausschlüsse, Diskriminierungen, biopolitische Strategien, internationale Rechte und Standards, Fragen der Hygiene und Sicherheit.

KW — Aus der Interaktion von Industrie, Verwaltung und Militär entstand im späten 19. Jahrhundert ein regelrechter Markt für temporäre Bauten: in der Fabrik vorgefertigte, einheitliche Gebäude, die jederzeit verfügbar und sofort benutzbar sein sollten. Ein wichtiger Impuls dafür war der internationale Barackewettbewerb, der auf der Weltausstellung in Antwerpen 1885 stattfand. Eine Jury aus europäischen Militärärzten und hohen Funktionären des *Internationalen Roten Kreuzes* wählte aus zahlreichen Vorschlägen die zerlegbare Doecker-Baracke als das am besten geeignete »Bauwerk zur Behandlung von Verwundeten und Infektionskranken für Kriegs- und Friedenszwecke« und versuchte damit einen internationalen Raum-Standard zu setzen.

AD — Dieses Ereignis steht in einer Reihe internationaler Standardisierungsbemühungen des späten 19. Jahrhunderts, zu denen beispielsweise auch die Einführung der Weltzeit gehört. Es sind Zeit-, Raum- und Technikstandards, die es ermöglichen sollten, dass sowohl in Kriegs- als auch Friedenszeiten alles noch einfacher, schneller, vor allem berechenbarer zirkulieren kann.<sup>[26]</sup> Aber ich möchte noch einen Schritt weiter gehen, hin zu normativ-rechtlichen und biopolitischen Fragen, also den weniger offensichtlichen Motiven. Wenn um 1880 transportable Baracken oder um 1970 Wohncontainer an der Schnittstelle von unternehmerischen und staatlichen Interessen entwickelt wurden, dann gehen damit auch sozial-rechtliche Normalisierung und zugleich Entstaatlichungen der Raumproduktion auf der Ebene des Rechts einher. Nicht mehr ein vom Parlament verabschiedetes Gesetz, sondern so genannte Experten aus industriellen Verbänden legen DIN-Normen fest, die Regierungen dann bereitwillig durchzusetzen helfen. Bis es nach einer Phase der Einführung temporärer Architekturen alle mehr oder weniger ›normale‹ und akzeptable finden, dass zum Beispiel Asylbewerber in einem genormten Stahlcontainer ihren einstweiligen ›Platz‹ außerhalb der Gesellschaft finden.

KW — Ein Punkt, auf den unsere Beschäftigung mit ›Architekturen auf Zeit‹ immer wieder hinausläuft, ist ihr konkreter Gebrauch. Ähnlich wie Computer sind es universell nutzbare Werkzeuge, die unterschiedlichste Funktionen übernehmen können. So wurden transportable Baracken unter anderem für Krankenhäuser, Schulen, Kindergärten, Kirchen, Arbeiterunterkünfte, Kasernen, Flüchtlingslager oder Konzentrationslager verwendet. Oft lassen sich sogar in der Nutzungsgeschichte ein und desselben Gebäudes solche Mehrfachverwendungen finden.

Uns hat aber auch interessiert, die stadträumlichen Dynamiken zu zeigen, die mit Gebäuden wie Baracken oder Containern verbunden sind. Was heißt es konkret, einen Ort zeitweilig zu besetzen? Welche neuen Handlungsspielräume werden durch temporäre Architekturen geschaffen? Mit welchen Zeitperspektiven rechnen der Staat, städtische Behörden, Unternehmen oder Einzelpersonen, wenn sie sich für solche Gebäude entscheiden?

AD — Hier lohnt die Erinnerung an die vielleicht berühmteste Baracke Deutschlands, die ›SPD-Baracke‹. Die stand einmal in Bonn am Rhein, ein Flachbau aus Holz in Plattenbauweise, in dem die SPD-Parteisitze 1951 ihr Quartier in der umstrittenen Bundeshauptstadt bezog. Einigkeit bestand damals allein in dem Glauben, Bonn sei nur eine provisorische Hauptstadt, die bei einer bald erwarteten Wiedervereinigung von Berlin abgelöst werden könnte. Erst 1975 weihten die Sozialdemokraten in Bonn das ›Erich-Ollenhauer-Haus‹ ein – den Namen ›Baracke‹ verlor die SPD-Parteizentrale allerdings bis

heute nicht. Provisorische Architektur als Stellvertreter-Architektur ist immer auch politisches Statement, mal intendiert, mal unfreiwillig. Aus Teilen dieses Holzbaus ist Mitte der 1970er Jahre übrigens bei Travemünde ein Erholungsheim der Arbeiterwohlfahrt errichtet worden, das bis heute existiert. Was meint ihr, wenn sich heute eine neue Partei gründen würde: Könnte sie ihren ersten Sitz in einem Containerbau etablieren bei all den politischen Fallstricken, die mit dem Container als Ikone globalisierten Handels verbunden sind?

KW — Vermutlich würde sie nicht auf herkömmliche ISO-Container zurückgreifen. Die Hersteller von Containerbauten bieten heute Lösungen an, die mit ihren Vorhangfassaden optisch nicht mehr an Frachtcontainer erinnern und sich zu komplexen ›Systembauten‹ kombinieren lassen. Sie werden für ganz verschiedene Zwecke eingesetzt, vom Kindergarten bis zum Truppenlager der Bundeswehr im Auslandseinsatz, warum nicht auch mit der entsprechenden Fassade als politischer Repräsentationsbau. Dein Gedankenspiel zeigt aber, wie sehr politische Codierungen temporären Bauten impliziert sein können. Nehmt den Pavillon der *Nationalen Front*, der auf dem Leipziger Marktplatz stand. Als am 17. Juni 1953 auch in Leipzig gegen die staatlichen Arbeitsnormerhöhungen protestiert wurde, zündeten Demonstranten den Pavillon an. Das war bestimmt nicht nur als Angriff auf eine temporäre Architektur gemeint, sondern auf den Staat, den der Pavillon repräsentierte.

JW — Und dennoch wäre es ein Trugschluss, solche Codierungen als fix anzusehen. Da wir schon einmal dabei sind: ein Besuch im Big Brother-Container diente Guido Westerwelle im Wahlkampf 2002 als Höhe- oder besser gesagt Tiefpunkt des FDP-Spaßwahlkampfes. Container können im wörtlichen und im übertragenen Sinn Behälter für alle möglichen Inhalte sein. Was an ihnen politisch ist, ist wohl eher ihre Vagheit und Unverbindlichkeit, die auch die unterschiedlichsten Besetzungen zulässt. Das hat nicht erst Christoph Schlingensiefels Container-Aktion »Ausländer raus!« 2001 in Wien klar gemacht.<sup>[27]</sup>

AD — Diese Vagheit, die, zugespitzt formuliert, auch auf der symbolischen Ebene in eine Eigenschaftslosigkeit umschlagen kann, ist vielleicht das stärkste Kennzeichen und ein Grund mehr, warum es so schwer ist, diese Blechbox wie andere mobile oder auch nur temporäre und provisorische Gebäude auf den Begriff zu bringen. Robert Venturi spricht in »Learning from Las Vegas« vom Kiosk als ›decorated shed‹: Wieder ist es das Zeichen, die Oberfläche, weniger der Gebrauch der Räume, der interessiert. Ihr hattet ja bereits angedeutet, dass die Architektur- und Designgeschichte bislang meist doch nur die schrillen und effektheischenden Oberflächen und Formen von Pavillons, Kiosken oder mobilen Wohnmodulen ausgeleuchtet hat. Am ehesten haben bislang noch empirische Stadt- und

Alltagsforscher und Fotografen versucht, über die Architektur hinaus ein paar kulturhistorische oder soziale Facetten sichtbar zu machen. Das ist wohl in der Kiosk-Forschung am deutlichsten geworden, wobei das nicht notwendig temporäre Gebäude sein müssen.[28]

KW — In der Architekturgeschichte bleibt das Interesse oft leider nur auf die formalen Aspekte temporärer, provisorischer oder mobiler Bauten beschränkt. Und erstaunlicherweise stehen selten solche Gebäude im Mittelpunkt, die auch realisiert wurden. Vielmehr scheint von utopischen Projekten wie Richard Buckminster Fullers »Dymaxion House« oder Archigrams »Plug-In-City« eine größere Faszination auszugehen. In hohen Stückzahlen realisierte »Architekturen auf Zeit« hingegen sind – wenn überhaupt – meist ein Thema am Rand. Wer kennt schon die transportablen Wohnhäuser für die Arbeiter der *Tennessee Valley Authority (TVA)* oder die Tafelbauten der *Christoph & Unmack AG*?[29]

AD — Es ist wirklich paradox. Auch Designer und Künstler scheinen oft vom Charme und den Abgründen des Informell-Nomadischen fasziniert zu sein und wollen zum Beispiel Obdachlosen durch »robuste Kapseln« als einem »neuen Statussymbol« mehr gesellschaftliche Aufmerksamkeit verschaffen. Im Programm vom »Designmai 2006«, dem Berliner Internationalen Designfestival, habe ich jetzt folgendes über »Wohnsysteme für Obdachlose und andere urbane Nomaden« gelesen: »Mit den Instant Housings wird Raum zur Verfügung gestellt, der in erster Linie als Schlafplatz dient, der aber auch immer Kunstraum ist.« Konkret handelt es sich um Blechgehäuse, die gar nicht verleugnen wollen, dass sie auch wieder als rollbare Mülltonnen genutzt werden könnten. Mit einem Computer ausgestattet sollen sie auch als »transportabler Arbeitsplatz« geeignet sein. Man sieht schon förmlich die Figuren aus René Pollesch-Stücken da rein kriechen. Sicher, mit diesen Tonnen will der Designer keine Lösung des Obdachlosen-Problems bieten. Er will provozieren, wie Krzysztof Wodiczko mit seinem »Homeless Vehicle Project« in New York bereits fünfzehn Jahre früher, gleichzeitig aber doch irgendwie dem Bedürftigen die Chance geben, einen Ort in der Stadt »sein Eigen zu nennen, indem er eines der Instant Houses besetzt.«[30] Was solche Design-Antworten auf die funktionalen Leerstellen der Gesellschaft meist zeigen, ist ein Desinteresse für die politische und soziale Geschichte temporärer Architekturen, insbesondere der ihres massenhaften Gebrauchs. Das Wissen um diese Geschichte kann vielleicht sensibler machen für die Schattenseiten von Strategien, mit denen soziale Probleme (design-)technisch statt politisch beantwortet werden.

JW — Was auffällt, ist eine Diskrepanz in der Wahrnehmung temporärer Architektur. Bis heute ist die architekturhistorische Vorstellung davon, was umbauter Raum ist, sehr einseitig auf feste Bauten ausgerichtet. Wahrgenommen wird, was massiv, dauerhaft und unflexibel ist; ausgeblendet wird in den meisten Fällen, was beweglich, temporär und leicht demontierbar ist. Oder in welchem Überblickswerk zur Geschichte der modernen Architektur kommen zum Beispiel Baracken bzw. Container vor?

Richard Sennett überschreibt ein Kapitel in seinem Buch »Der flexible Mensch« mit »Unlesbarkeit«. Ich denke, viele der Architekturen, mit denen wir uns beschäftigen, könnten in diesem Sinne auch unlesbar werden, weil die etablierte Methode, Architekturen und Räume zu denken und entziffern, anderen Regeln folgt. Sicher, man hat in den letzten Jahren wieder begonnen, sich dafür zu interessieren, wie Gebäude gebaut sein müssten, damit sie »flexibel genug sind, um sich den momentanen Bedürfnissen anzupassen«, wie Hans Ulrich Obrist über den »Fun Palace« von Cedric Price schreibt, bei dem »Zeit – neben der Breite, Länge und Höhe – die vierte Dimension von Design ist«. [31] Aber auch dieses Beispiel zeigt eher, wie kurzsichtig die Wahrnehmung von Zeitkonzepten im Zusammenhang mit Architektur nach wie vor ist.

AD — Unlesbarkeit der Stadt ist ja aus Sicht des Staates vor allem eine Herausforderung für seine Sicherheits- und Machtansprüche. Dafür hat er bereits frühzeitig Lösungsstrategien entwickelt, die zu einer neuen Lesbarkeit führten: Das sind vor allem »rasterförmige Erfassungen« (Gilles Deleuze). Raster sind ganz wesentliche Elemente in der Kartografie, in der Anlage von Siedlungen, aber auch in der Registrierung von Vornamen, der Statistik, der Zentrierung von städtischen Verkehrswegen. [32] »Ordnung ist aller Raster Anfang«, schrieb der Architekturkritiker Julius Posener. [33] Die rasterförmige Erfassung von Menschenmassen ermöglicht den präzisen Zugriff auf Einzelne. [34] Es geht dabei um Adressierung: Jeder Punkt im Planquadrat des Rasters ist eindeutig definiert, gleich ob es sich um Baracken in einem Lager handelt oder Menschen, die einzelnen »Blöcken« zugeordnet sind und eine »Adresse« erhalten. Und dennoch ersetzt diese Perspektive, die uns die Bedeutung von Rasterung vor Augen führt, nicht den Blick auf Details im Innenleben temporärer Architekturen. Individuelle Aneignungen zu rekonstruieren, ist eine schwierige Aufgabe. Auch uns ist das hier nur punktuell möglich gewesen. Aber soviel ist sicher: Ein und dieselbe RAD-Baracke konnte für die einen in bestimmten Situationen Freiheit und Glück bedeuten, für andere Elend und Tod. Es ist der konkrete Gebrauch, nicht die Architektur oder Technik »an sich«, der wichtige Schlüsse auf die Gesellschaft zulässt.

- 1 Dazu allgemein: Gabriele Bickendorf, Hotel, Passage, Warenhaus. Urbaner Lebensstil und neue Konsumformen, Heidelberg 1992; Helmut Frei, Tempel der Kauflust. Eine Geschichte der Warenhauskultur, Leipzig 1997.
- 2 Siehe dazu Kaye Geipel, Tradition der kurzen Dauer, in: ARCH+, Tokyo – Megapolis des organisierten Deliriums, 2:123 (1994), S. 38.
- 3 Marina Dmitrieva, Ephemere Architektur in Krakau und Prag. Zur Inszenierung von Herrschereinzügen in ostmitteleuropäischen Metropolen, in: dies., Karen Lambrecht, Krakau, Prag und Wien. Funktionen von Metropolen im frühmodernen Staat, Stuttgart 2000, S. 255-281.
- 4 Die *smart beach tour* machte im Mai 2006 auf dem Leipziger Augustusplatz Station.
- 5 Georg Franck, Mentaler Kapitalismus. Eine politische Ökonomie des Geistes, München/Wien 2005.
- 6 Neben Michel Foucaults eigenen Arbeiten zur Gouvernementalität siehe auch: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.), Glossar der Gegenwart, Frankfurt/Main 2004; Sven Opitz, Gouvernementalität im Postfordismus. Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität, Hamburg 2004; Boris Michel, Stadt und Gouvernementalität, Münster 2005.
- 7 Siehe dazu Dirk van Laak, Infra-Strukturgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 27:3 (2001), S. 367–393 sowie ders., Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880 bis 1960, Paderborn 2004.
- 8 Martin Wagner, Zur Ökonomie von Städtebau und Bauwirtschaft, in: Siegfried v. Kardorff, Hans Schäffer, Götz Briefs, Hans Kroner (Hg.), Der internationale Kapitalismus und die Krise. Festschrift für Julius Wolf zum 20. April 1932, Stuttgart 1932, S. 361–367.
- 9 Zum Begriff des Provisorischen siehe u. a. Immanuel Chi, Provisorische Artefakte, in: Immanuel Toshihito Chi, Susanne Düchting, Jens Schröter (Hg.), ephemere – temporär – provisorisch, Essen 2002, S. 53–62; zu temporären Nutzungen in der Stadt siehe auch *dérive* – Zeitschrift für Stadtforschung 4:14 (Dezember 2003) sowie Antje Havemann, Margit Schild, Der Nylonstrumpf als temporäre Aktion – oder: Was können Provisorien? in: *dérive* – Zeitschrift für Stadtforschung 6:21/22 (Januar 2005).
- 10 Katja Heinecke, Jan Wenzel für Experimentale e. V. (Hg.), Heimat Moderne, Berlin 2006, Index 11–14.
- 11 Matthias Ludwig, Mobile Architektur. Geschichte und Entwicklung transportabler und modularer Bauten, Stuttgart 1997; Courtenay Smith, Sean Topham, Xtreme Houses, München/Berlin/London/New York 2002; Liesbeth Melis (Hg.), Parasite Paradise. A Manifesto for Temporary Architecture and Flexible Urbanism, Rotterdam 2003.
- 12 Rudolf Arnheim, Die Dynamik der architektonischen Form, Köln 1980 (zuerst engl. 1977), S. 150.
- 13 Zu dieser Perspektive siehe als sehr nützliche Zusammenfassung der Forschung: Alf Lüttke (Hg.), Lager – Lagerleben – Überleben? = SOWI (Sozialwissenschaftliche Informationen) 29:3 (2000).
- 14 Auskunft von Birgit Schlegel, Pressesprecherin der Polizeidirektion Leipzig, 09.06.2006.
- 15 Siegfried Kracauer, Über Arbeitsnachweise (zuerst 1929), in: ders., Straßen in Berlin und anderswo, Berlin 1987, S. 52–59, hier S. 52.
- 16 Willibald Steinmetz, Anbetung und Dämonisierung des ›Sachzwangs‹. Zur Archäologie einer Redefigur, in: Michael Jeismann (Hg.), Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter, Frankfurt/Main 1995, S. 293–333.
- 17 Günther Kühne, Provisorium oder Dauerbau? in: Bildende Kunst 3 (1949), S. 125.
- 18 Saskia Sassen, Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa, Frankfurt/Main 1996, S. 74.

- 19 Lutz Raphael, *Recht und Ordnung. Herrschaft durch Verwaltung im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 2000.
- 20 Heide Berndt, *Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern*, Stuttgart/Bern 1968.
- 21 Franz Profener (Hg.), *Zeitzeichen Baustelle. Realität, Inszenierung und Metaphorik eines abseitigen Ortes*, Frankfurt/Main/New York 1998.
- 22 Zygmunt Bauman, *Flüchtige Moderne*, Frankfurt/Main 2003 (zuerst engl. 2000), S. 21.
- 23 Jürgen Link, *Kleines Begriffslexikon/Dispositiv (interdiskursives)*, in: *kultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 11 (Februar 1986), S. 71.
- 24 Zitiert nach: *Wohnung, Siedlung, Lebensweise. Aus Werken und Briefen von Karl Marx und Friedrich Engels*, Ausgewählt und bearbeitet von Gerhard Schmitz, Berlin 1980, S. 289.
- 25 Peter Sloterdijk, *Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik*, Frankfurt/Main 1989, bes. S. 32ff., hier S. 36.
- 26 Siehe dazu Frank Haase, *Die Beschleunigung des Nachrichtenflusses: Telegraphie, Funk, Fernsehen*, in: Georg Christoph Tholen, Michael Scholl, Martin Heller (Hg.), *Zeitreise: Bilder, Maschinen, Strategien, Rätsel*, Basel/Frankfurt/Main 1993, S. 161–170.
- 27 *Schlingensiefs Ausländer raus. Bitte liebt Österreich*, Dokumentation von Matthias Lilienthal, Claus Philipp, Frankfurt/Main 2000.
- 28 Willy Römer, *Ambulantes Gewerbe Berlin 1904–1932*, Berlin 1983; Wolfgang Baumann, Harald Kimpel, Friedrich Wilhelm Kniess, *Schnellimbiss. Eine Reise durch die kulinarische Provinz*, Marburg 1980; Hermann Sturm, *Alltagsarchitektur. Dargestellt am Beispiel Buden*, in: *Deutscher Werkbund e. V. (Hg.), Werk und Zeit 2:6* (Darmstadt 1981); Elisabeth Neumann, *Kiosk. Entdeckungen an einem alltäglichen Ort. Vom Lustpavillon zum kleinen Konsumtempel*, Marburg 2003; *Frankfurter Wasserhäuschen. Fotografien von Martin Starl*, Frankfurt/Main 2003; Jon von Wetzlar, Christoph Buckstegen (Hg.), *Urbane Anarchisten. Die Kultur der Imbissbude*, Marburg 2003; Peter Arlt, Jens Fischer, Benjamin Foerster-Baldenius, *Kioskisierung. 29 Kioskmonografien aus 4 osteuropäischen Plattenbaugebieten*, Berlin 2005.
- 29 Zu den transportablen TVA-Häusern: John Gloag, Grey Wornum, *House out of Factory*, London 1946, S. 59–64; Zu den Fertigteilhäusern der Christoph & Unmack AG und anderen vorgefertigten Wohnbauten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts siehe: Kurt Junghanns, *Das Haus für alle. Zu Geschichte der Vorfertigung in Deutschland*, Berlin 1994.
- 30 *Transform Berlin e. V.*, Mateo Kries (Hg.), *Designcity. Design for Urban Space and the Design City Discussion*, Berlin 2006, S. 153f. und S. 209f. Siehe auch <http://www.winfried-baumann.de>, 20.05.2006.
- 31 Hans Ulrich Obrist, Cederic Price, in: Philipp Misselwitz, Hans Ulrich Obrist, Philipp Oswald (Hg.), *Fun Palace 200X. Der Berliner Schlossplatz, Abriss, Neubau oder grüne Wiese?*, Berlin 2005, S. 89.
- 32 James C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven/London 1998, bes. S. 53ff.
- 33 Julius Posener, *Spaziergang in B.B.R.*, in: ders., *Aufsätze und Vorträge 1931–1980*, Braunschweig/Wiesbaden 1981, S. 169–173, hier S. 172.
- 34 Bernhard Siegert, (Nicht) Am Ort. Zum Raster als Kulturtechnik, in: *Thesis. Wissenschaftliche Zeitschrift der Bauhaus-Universität Weimar* 49 (2003), S. 92–104.